

GrossmütterForum 2017 Anhang zum Protokoll

Salon-Gespräch

**Podium mit Dr. Heidi Witzig, Prof. Dr. Carlo Knöpfel und Felix Schneuwly,
Moderation Cornelia Kazis**

Cornelia Kazis geht davon aus, dass in der Pause viel Wertvolles passiert ist. Ihr ist aufgefallen, dass selten so angeregt diskutiert wird wie in den Pausen bei der GrossmütterRevolution.

Diese drei grossen Fragen hat sich die GrossmütterRevolution gestellt:

- 1. Kosten oder leisten wir?**
- 2. Funktioniert ein gutes Alter mit der Logik der Ökonomie?**
- 3. Was ist zu tun? Von wem können wir lernen? In welche Richtung müssen wir weiterkämpfen?**

Entlang dieser Struktur wurden die Fragen aus dem Plenum zugeordnet, was nicht ganz einfach war. Cornelia Kazis startet mit den Fragen. Ihr ist eine Zahl besonders präsent: 330'000 – so viele Personen sorgen für ihre Angehörigen. Das entspricht umgerechnet 3,5 Milliarden Franken.

Was kosten und was leisten wir? Am teuersten (bezogen auf die Krankenkasse) sind wir in den letzten Tagen und Monaten vor dem Tod. Mit was hat das zu tun? Ist das gottgegeben oder ist es etwas, was das Medizinalsystem macht und auch anders sein könnte?

Felix Schneuwly: Das hat etwas. Es fängt an a) mit der Medizin, b) falschen ökonomischen Anreizen und c) schlecht informierten Patienten. a) Anreize: Ärzte/Spitex müssen Leistungen bringen, die abgerechnet werden können. Problem ist, dass die Leistung und nicht der Erfolg der Behandlung bezahlt wird. Eine interessante Studie dazu hat ein Palliativmediziner der Universität Lausanne gemacht, bei der Krebspatienten am Lebensende verglichen wurden. Eine Gruppe hat das volle mögliche Programm erhalten mit 1-2 Chemotherapien, die andere Gruppe hat sich für eine palliative Behandlung entschieden. Der Unterschied war frappant. Die Zufriedenheit in der zweiten Gruppe war höher und der Unterschied bei der Lebensverlängerung gering. Sie lebten im Schnitt nur 2 Monate weniger. Was muss man da machen? Einerseits braucht es von Bundesbern einige Entscheide, andererseits müsste mit den Onkologen gesprochen werden, die möglichst viel Chemotherapie machen wollen.

Das führt uns zu einer Frage, die bereits in der ersten Runde angesprochen wurde. Die Werte-Sinn-Frage.

Felix Schneuwly: Ja. Aber die Diskussion, wieviel Medizin es am Lebensende braucht, darf nicht kostenorientiert geführt werden. Die Schweiz ist ein reiches Land. Mich stört, dass das Geld an einem anderen Ort fehlt. Man könnte das Geld besser einsetzen, wo es für den Patienten mehr Nutzen hat. Der Weg führt nur darüber, die Patienten besser zu informieren. Ich bin überzeugt, dass voll informierte Patienten nicht alles verlangen, was medizinisch möglich ist.

Heidi Witzig: Es gibt zwei Aspekte: «Sozialverträgliches frühes Ableben», quasi verpflichtet sein, zeitig zu sterben, um zu verhindern, dass man zu viel kostet. Der zweite Punkt ist, dass man am Lebensende noch so viel machen kann, um

den Tod noch ein bisschen hinauszuschieben. Ist das wirklich sinnvoll? Sich mit dem Tod auseinandersetzen ist immer ein Tabu. Den Tod immer weiter hinauszuschieben ist irgendwo ein Verdrängen von «Ich muss jetzt sterben». Sich mit dem Sterben befreunden ist ein schwierig. Es ist eine kulturelle Frage.

Was kosten und leisten wir, würde also auch sein, dem Tod ins Gesicht zu schauen?

Heidi Witzig: Unbedingt. Und auch, überflüssige Angebote abzulehnen.

Was kosten und was leisten wir? Die Zeit und die Leistungsrechnung. Was geben Sie zu bedenken?

Carlo Knöpfel: Kennen Sie das Projekt KISS (Anmerkung Protokoll: Nachbarschaftshilfe mit Zeitgutschriften, www.kiss-zeit.ch)? Es ist Zeit-Tauschmodell. Wenn ich noch fit bin und Betreuungsleistung erbringen kann, wird mir diese Zeit gutgeschrieben. Später, wenn ich selbst etwas brauche, nutze ich die Zeitgutschrift. Die Initianten sind in der Gründungsphase zu mir gekommen und waren überrascht, dass ich die Idee einen revolutionären Ansatz fand. In diesem Modell ist eine Stunde eine Stunde eine Stunde. Hier setze ich mit dem Fragezeichen an. Wenn man nun anfängt, die Care-Arbeit aus anderen guten Gründen mit einem Preisschild zu versehen, dann fängt die Diskussion wieder an. Die Stunde, die ich geleistet habe, war doch viel anstrengender als die andere Stunde, wo ich nur spazieren gegangen bin. Damit haben wir wieder die klassische Ökonomisierung.

Das heisst, Strukturen sind in dieser Frage nicht wirklich weiterführend? Zuviel Strukturen und eine Unterscheidung von Pflege und Betreuung?

Carlo Knöpfel: Wir haben bereits über die Problematik der Ökonomisierung geredet. Gerne möchte ich über Zeit reden, die jeder haben möchte und jeder geben kann. Zeitbudgets, die beansprucht werden können und nicht alles mit Preisschildern versieht. Ansonsten läuft es in die falsche Richtung von möglichst schnell erledigen. Betreuung, verstanden als Beziehungsarbeit, ist dies eben nicht, sondern «Ich habe Zeit und ich gebe Zeit».

Heidi Witzig: Für uns ist dies ein grosses Dilemma. Wir können berechnen, wieviel Wert unsere Betreuungsarbeit für unsere Enkel ist. Das sind Milliarden. Diese Zahlen können aber unter Umständen eine Falle sein. Wir leisten Milliarden. Aber man bleibt in der Falle der Ökonomie. Beziehungspflege müssten eine andere Ebene sein, mit anderen Qualitätsmitteln. Solange wir rechnen müssen, mit einer nationalen Buchhaltung, was wir kosten oder was wir bringen, sind wir sofort wieder in dieser Logik drin.

Wie kann diese Beziehungsarbeit zu Service public werden? Was ist Qualität?

Carlo Knöpfel: Mir geht es darum, bewusst zu machen, dass es auch im Alter grosse soziale Ungleichheit gibt. Natürlich gibt es RentnerInnen, für die das alles gar kein Problem ist. Die holen das auf dem Markt ein, was sie brauchen. Was ist mit denen, die das Geld nicht haben? Auf dieser Ebene plädiere ich für das Anrecht auf Betreuung. Und zwar jenseits vom dem, was die Krankenversicherungen zurzeit zahlen kann oder zahlt.

Ein Menschenrecht in diesem Fall?

Carlo Knöpfel: Eine Art Menschenrecht, ein verbrieftes Recht im Rahmen eines Gesetzes. Die Leistung muss nicht unbedingt durch den Staat erbracht werden. Sie könnte auch delegiert werden an entsprechende Organisationen. Es muss ein Weg gefunden werden, dass auch Personen mit wenig Geld zu ihrer Betreuung kommen.

Felix Schneuwly: Hier kommen wir zum Dilemma unseres Sozialstaates. Wahrscheinlich ist kein vernünftiger Mensch dagegen, dass wir ein Anrecht haben, in einem Land wie der Schweiz, ein menschwürdiges Leben führen zu dürfen.

Früher war die Pflege im Familienkreis geregelt. Das heisst nicht, dass es allen gut ging und alles super funktioniert hat. Aber der Nachteil ist, dass ein ganzer Sektor ökonomisiert würde. Sobald es ein Recht ist, muss es jemand finanzieren. Und dann braucht es objektive Kriterien, ob die Leistung berechtigt und gut ist. Und landen bei der ganzen Bürokratie. Es stellt sich mir die Frage, wie wir das aufbrechen können, denn Bürokratie will ja keiner.

Alle wollen etwas mehr Beziehung und weniger Ökonomisierung. Herr Schneuwly, Sie haben auf ein anderes Dilemma hingewiesen. Herr Knöpfel hat in der Eingangsrunde gesagt, dass es wie ein Gebot der Zeit ist, dass Care-Arbeit professionalisiert wird. Professionalisierte Care-Arbeit kostet.

Felix Schneuwly: Sie kostet nicht nur. Wenn wir die Care-Arbeit professionalisieren, sind wir bei einem anderen Problem. Es braucht ein gewisses Diplom, um diese oder jene Arbeit ausführen zu dürfen. Im Gesundheits- und Bildungswesen ist das sehr ausgeprägt. Wenn es um diesen «Diplomkrieg» geht, gibt es in Bern Interessenvertreter. Nicht jede Zeit ist gleich wertvoll. Nicht bei jedem Arzt kostet eine Viertelstunde gleich viel. Es gibt sehr grosse Unterschiede. Wer und wie regelt man das? Und mit wieviel Bürokratie?

Carlo Knöpfel: Ich habe ein Referat gehalten zur Zukunft von Pflegeheimen. Pflegeheime haben zwei Perspektiven: Sie werden zu Hospizen oder/und zu Armenheimen. Sie werden zu Pflegeheimen für Menschen, die aus wirtschaftlichen Gründen nicht daheimbleiben können, weil Pflege und Betreuung nicht gut genug ausgebaut ist. Die, welche das Geld haben, kaufen sich die Dienstleistungen ein und bleiben zuhause. Zum Hospiz wird es, weil wir immer später und kränker ins Heim gehen. Hier gibt es höchstens noch eine Konkurrenz (es geht ums Geld) die Geriatrie-Abteilungen in den Spitälern. Denn das ist noch teurer, als ins Altersheim zu gehen. In der Diskussion dürfen wir nicht vom alten Menschen der Mittelschicht ausgehen. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass beim Renteneinkommen ein Verhältnis von 1 zu 4 herrscht, von den Ärmsten zu den Reichsten. Unter den Ärmsten sind die meisten weiblich.

Heidi Witzig: Ich behalte auch den Genderaspekt im Auge. Dieser ist bei der GrossmütterRevolution eine ganz wichtige Klammer. Solidarität zwischen Arm und Reich muss auch in der älteren Generation spielen. Nie geht die Schere zwischen Arm und Reich so weit auseinander wie im Alter. Ich möchte das ganz klar trennen, von Beziehungen geben und nehmen. Beziehungsarbeit darf nicht einfach in Geld gemessen werden, sondern in Qualität. Wenn diese Ebene funktioniert, dann wäre nicht alles einfach geldwert, sondern es wäre ein Austausch.

Ist das Thema der Gleichstellung im Alter noch relevant?

Heidi Witzig: Das ist eindeutig so. Wenn nur monetäre Leistungen im Alter Pensionskassen- oder Versicherungsleistungen auslösen, dann ist klar, dass arme Frauen Anrecht auf Ergänzungsleistungen haben. Aber es gibt viele Frauen, die sich genieren Ergänzungsleistungen zu beantragen. Sie haben ihr ganzes Leben gearbeitet, aber wenig Geld dafür bekommen. Der Unterschied zwischen einer normalen Männer- und Frauenbiographie ist riesig und wirkt sich auch im Alter aus.

Carlo Knöpfel: Beziehungspflege (in beide Richtungen) und das Ökonomische gehen zusammen. Betrachten wir die Spitex. Letztlich ist sie nur noch auf das fokussiert, was über das Krankenversicherungsgesetz bezahlt wird. Gleichzeitig klagen die dort arbeitenden Frauen darüber, wie mies die Arbeit geworden ist. Wenn wir hier herausgehen wollen, kommt das Zeitökonomische zum Tragen. Dann können beide davon profitieren. Darum möchte ich lieber über Zeitbudgets diskutieren. Das ist interessanter als über Geld zu reden.

Ist Zeitreichtum entscheidend für Qualität?

Felix Schneuwly: Nicht nur. Das Problem ist eher, dass Zeit Geld ist. Wenn ich strikter trennen will zwischen Arbeit und Freizeit und nur Arbeit ist bezahlt, dann läuft es auf Geld hinaus.

Carlo Knöpfel: Zeit ist ein Qualitätsmerkmal. Im Gespräch entstehen neue Dynamiken und über die Beziehung entsteht Vertrauen. Es ist klar, dass Zeit Geld ist. Jedoch sollte Geld nicht über das Ausmass der Beziehung bestimmen, die ich bekomme. Jeder sollte Anspruch auf eine bestimmte Menge an Betreuung haben.

Heidi Witzig: Ja, es ist ein unglaubliches Qualitätsmerkmal. Aber Zeit kann man auch verträdeln, mit Zeit kann man viel machen. Betreuung braucht Qualitätszeit. Es ist wichtig, mit der Zeit, die man selber geben und empfangen kann, qualitativ und ernsthaft umzugehen.

Funktioniert ein gutes Alter mit der Logik der Ökonomie? Wie könnten Ansätze und Paradigmen aussehen für eine Gesellschaft, die eine Errungenschaft hat, das hohe Alter?

Heidi Witzig: Für unsere Gesellschaft ist es das allererste Mal, dass die Alten sich selbst organisieren können und sagen, was sie möchten. Darum sitzen wir hier. Man kann mitmachen. Diesen Dialog finde ich eine unglaubliche Qualität von heute.

Carlo Knöpfel: Ökonomisch gesehen ist das Alter eine neue Marktnische, wo alle hineindrängen, die Geld abholen möchten und daran verdienen. In Deutschland gibt es den Begriff «Seniorenwirtschaft», eine eigene wissenschaftliche Branche. Auch hier muss genau hingeschaut werden, wie die Diskussion läuft. Wenn Herr Grübel zweimal aus der Pensionierung geholt wird, um eine Schweizer Bank zu retten, dann spricht keiner darüber, dass er langsam aufhören sollte und dass er nichts wert ist. Menschen auf der anderen Seite der Skala aber, denen legt man nahe, dass sie ein Kostenfaktor sind. Hier muss aufgepasst werden, dass dies nicht zu einer massiven Diskriminierung führt, die Schuldgefühle auslösen und zu Altersdepression führen kann. Die Lebenserwartung von Menschen mit tiefen Einkommen ist in der Schweiz 4 - 5 Jahre tiefer als die mit einem höheren Einkommen.

In der Schweiz ist in der Pflege immer mehr von der Gerontechnologie die Rede. Sind Roboter ökonomisch interessant für die Krankenkassen?

Felix Schneuwly: Nicht unbedingt. Auch das Gegenteil kann der Fall sein. Beispiel Davinci, der chirurgische Roboter. Ökonomisch gesehen ist es eine schlechte Lösung, weil der Roboter zu teuer ist, für das, was er kann. Aber die Patienten wollen den Roboter. In der Pflege ist es noch etwas anders, weil es Beziehungsarbeit ist. Ein Blick nach Japan zeigt, dass hier der Roboter bereits voll im Trend ist. Die Frage ist nicht unbedingt «Roboter ja oder nein», sondern, wo wird er eingesetzt. Für die Pflege von Bettlägerigen beispielsweise ist ein Roboter, der bei der Umlagerung hilft eine gute Idee. Er kann aber eine menschliche Beziehung nicht ersetzen.

Möchten Sie von einem Roboter umgelagert werden?

Heidi Witzig: Ich versuche mir das wirklich vorzustellen, weil es eine realistische Vorstellung ist. Wie könnte es für mich sein, wenn ich in eine Pflegeeinrichtung komme und es gibt einen Roboter, der mich umlagert oder mir immer zuwinkt. Was mache ich dann? Ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, ob ich mich dann wehren könnte. Ich muss mich jetzt wehren.

Carlo Knöpfel: Ich bin geneigt zu sagen, falsche Diskussion. Rein von der Menge der Zeit stellt sich mir das Problem ganz anders dar. Die längere Lebensspanne

führt zu einer Fragilisierung. Und dort findet eine Technisierung statt. Zukünftig kann ich die Vitalwerte und die Aktivitäten meiner hochaltrigen Mutter auf dem dem Smartphone überwachen. Hand aufs Herz: Ich sehe die Vitalwerte meiner Mutter auf einer App, sehe dass sie gegessen hat, was ist der nächste Schritt? Ich sehe, dass es ihr physisch gut geht. Heute muss ich nicht vorbeigehen. Und das ist gefährlich. Die Alltäglichkeit im Umgang mit der Technik, welche die Beziehungsarbeit ersetzt und entlastend wirkt.

Ist es ein entweder oder? Oder gibt es das sowohl als auch? Durch die technischen Errungenschaften gibt es Freiräume für die menschliche Betreuung, die eine Maschine nie übernehmen kann?

Felix Schneuwly: Man muss lernen, mit der Technologie umzugehen. Unsere Psyche hat sich über viele Jahrtausende entwickelt. Wir machen rasante technologische Fortschritte und wir müssen erst noch lernen damit umzugehen. Schon nur beim Smartphone stellt sich die Frage, was ein adäquater Umgang ist.

Die gescheiterte Rentenreform? Was ist die Lehre daraus?

Carlo Knöpfel: Eine Rentenreform so zu formulieren, dass alle gleichermassen unzufrieden sind, das ist die höchste Kunst der Politik. Zum Beispiel die 70 Franken mehr Rente für Neurentner. Wird das Renteneinkommen von armen alten Menschen betrachtet im Vergleich zu Reichen zeigt sich, dass bei den untersten die AHV 90 % der ganzen Rente ausmacht, bei den obersten keine 20 %. Darum wurden diese 70 Franken unten ganz anders angeschaut als oben. Die in der Mitte haben insbesondere auf den Umwandlungssatz geachtet, weil bei denen die zweite Säule die wichtigste Quelle ist. Bei dieser segmentierten Gesellschaft eine Lösung für alle zu finden, ist sehr schwierig. Ein Hinweis: Die Vorlage, welche der Bundesrat ins Parlament gebracht hatte, war fast identisch mit der Abstimmungsvorlage. Mit Ausnahme der 70 Franken. Darum hat nicht der Bundesrat die Abstimmung verloren, sondern das Parlament.

Heidi Witzig: Ich finde es generell jämmerlich, dass in der reichen Schweiz solche Abbauvorlagen überhaupt diskutiert werden. Auf der anderen Seite hat man mit der Reform versucht, das Beste herauszuholen. Pfand um Pfand wurde hergegeben, um den Status quo zu halten und vielleicht mit den 70 Franken noch etwas für die armen alten Frauen zu erreichen, was ihnen etwas bringt. Und dann zu sagen, dass die Vorlage zu wenig gut gewesen sei und die Frauen das Einsehen hätten, das ärgert. Ich ärgere mich über die Vermischung der Ebenen. Ich fand es auch nicht lustig, für etwas zu stimmen, bei dem mein halbes Herz dagegen war und trotzdem war ich dafür.

Ein Dilemma also. Hängt das damit zusammen, dass wir, eine Generation der Babyboomer und die Älteren, eine Art Credo haben «Es gibt kein richtiges Leben im Falschen»?

Heidi Witzig: Ich finde das einen wichtigen Spruch. Bei den Linken war das lange so. «Es gibt kein richtiges Leben im Falschen» heisst, solange es den Kapitalismus gibt, kann es kein richtiges Leben geben. Aber es gibt ein richtiges Leben im Falschen. Sogar die neue Rentenvorlage wäre ein richtiges Leben im falschen gewesen. Es ist wie eine Halbinsel. Die AG Integrität diskutiert momentan über «Halbinseln». Halbinseln sind Angebote, Initiativen, zivilgesellschaftliches Handeln, dass «dem falschen Leben» etwas Neues entgegensetzen. Sie haben nicht das primäre Ziel, das alte System zu kippen, sondern den Menschen, die in ihm leben, Alternativen anzubieten.

Und so kann auch in unserem Thema die Frage sein, was sind Halbinseln, auf die du dich wirklich verlassen kannst bezüglich Care, Austausch von Beziehun-

gen? Mit dem zunehmenden zivilgesellschaftlichen Engagement werden diese immer grösser.

Und jetzt? Es ist ein hochkomplexes Thema, vieles ist angesprochen worden, vieles auch nicht. Was kann die GrossmütterRevolution erkämpfen, weiterverfolgen? Die Hürden der Hilflosenentschädigung abbauen, war eine Anregung aus dem Plenum.

Carlo Knöpfel: Völlig klar ist, dass heute der Zugang zur Hilflosenentschädigung sehr mühsam ist und die Kriterien nicht die richtigen sind. Sie sind rein gesundheitlich definiert und nicht sozialökonomisch und die Lebenssituation der Betroffenen wird nicht mitberücksichtigt. Zweitens führen die Beiträge zu wenig weit. Den Grundgedanken jedoch finde ich verfolgenswert. Es könnte Alternativen geben, etwa eine solche Entschädigung über das Krankenversicherungsgesetz (KVG) zu lösen. Mir ist wichtig, dass die Wahlfreiheit erhalten bleibt, dass ich als alter Mensch entscheiden kann, was ich brauche. Ansonsten wird schon wieder angefangen zu definieren, welche Leistungen dazu gehören und welche nicht (wie heute bei der Unterscheidung zwischen Pflege und Betreuung).

Wo sehen sie Handlungsperspektiven?

Felix Schneuwly: Ich finde das einen guten Punkt. Die Frage ist, was hat man für einen Anspruch und wie kann etwas politisch pragmatisch angegangen werden, das auch zügig umsetzbar ist. Oder langfristig eine Vision anstreben. Ich neige eher zum Visionären. Kürzlich wurde - absolut chancenlos - über das bedingungslose Einkommen abgestimmt. Aber es braucht noch 2, 3 Abstimmungen und wir bekommen das. Es wäre bedeutend intelligenter als ein Sozialversicherungssystem, das kausal orientiert ist, mit den verschiedenen Versicherungen, die irgendetwas finanzieren.

Es geht um grosse Visionen. Es geht um gesellschaftlich grosse Entwürfe. Mit anderen Worten, dass man nicht verzweifelt und ungeduldig wird. Man muss eventuell «Die Kunst der kleinen Schritte» beherrschen. Die Philosophin Ina Praetorius sagt, es geht darum anzufangen. Wo fangen wir an?

Heidi Witzig: Sowohl als auch, das macht es spannend. Einerseits die grosse Vision entwickeln und gleichzeitig kleine Schritte machen. Kleine Inseln, auf denen es bereits klappt, sind wichtig. Halbinseln nennt Praetorius diese Orte, an denen schon etwas in die richtige Richtung läuft. So wie hier. Oder das grosse, internationale Netzwerk «Care Revolution». Es ist eine Macht. Das sind Halbinseln, die wir schätzen müssen. Es braucht jetzt einfach noch die grosse Masse, damit die Politik reagiert.

Erzählen Sie von der Arbeitsgruppe «Care im Alter».

Heidi Witzig: Die Arbeitsgruppe hat sich mit der Frage der Integrität befasst. Mit dem Begriff «Care» sind wir nicht weitergekommen und haben darum eine andere Begrifflichkeit gewählt: Wie wäre eine Gesellschaft beschaffen, in der Care in allen seinen Aspekten integriert wäre? Ina Praetorius hat sich damit befasst, wie die Ökonomie beschaffen wäre in so einer Gesellschaft. Und wir machen dasselbe jetzt mit der Frage, wie wäre das Alter beschaffen in einer Gesellschaft, die Care in allen Bereichen integriert hat. Es ist ein Entwurf und gleichzeitig etwas, was Halbinseln definieren kann. Das ist äusserst befriedigend, politisch, intellektuell und auch emotional.

Was scheint Ihnen als Sozialwissenschaftler und Ökonom ein wichtiger erster Schritt in die richtige Richtung?

Carlo Knöpfel: Die alten Menschen in ihren Wünschen ernst nehmen! Wenn alle Befragten in einer Studie sagen, dass sie im Alter daheim und im gewohnten Umfeld bleiben möchten, dann muss das ernstgenommen werden. Dann organisieren wir unsere Gesellschaft so, dass es möglich ist und zwar für Alle. Einige

Gemeinden haben bereits damit begonnen. Sie haben alle Alterszentren aufgehoben und sammeln nun Praxiserfahrungen mit Pflege- und Betreuungsmodellen zuhause. In einem Projekt, finanziert von 6 Altersstiftungen, wird dazu geforscht. Es wird versucht gute, zukunftsweisende Betreuungsmodelle zu beschreiben, sichtbar machen, damit sie multipliziert werden können. In Finnland und Dänemark gibt es schon solche Modelle. Aber es sind immer noch Inseln.

Wir möchten Voraussetzungen schaffen, dass neue Inseln entstehen können.

Das tolle an Inseln ist, wenn sich wachsen, wachsen sie zusammen. Was schwebt ihnen gesundheitspolitisch vor?

Felix Schneuwly: Das Engagement von Comparis besteht darin, den Patienten/Konsumenten noch mehr als Treiber der Entwicklung zumachen. Das geht jedoch nur, wenn der Konsument informiert ist und er kompetent ist, zu entscheiden. Wenn wir den spezifischen Bereich Alter betrachten: Der Föderalismus hat auch Vorteile. Man kann nämlich im Kleinen Experiment machen. Wir müssen jedoch mehr von diesen Experimenten lernen und nicht nur auf den grossen Wurf aus Bern warten.

Cornelia Kazis schliesst die Runde, indem jede/r einer Person aus der Salon-Runde eine Frage, durchaus auch etwas provokant, stellen darf:

Carlo Knöpfel an Felix Schneuwly: Wie lange wird es dauern, bis Comparis Betreuungsleistungen daheim vergleichen kann?

Wir sind dran. Im 1.Quartal 2018 wird ein Verzeichnis vorliegen mit ersten Vergleichsmöglichkeiten.

Felix Schneuwly an Heidi Witzig: Ich nehme an, sie sind offen für die Überwindung von Kapitalismus? Wie sieht eine Schweiz dann aus?

Nachdem bis jetzt jede Initiative zur Überwindung des Kapitalismus gescheitert ist, ist es nicht unbedingt die Frage der Abschaffung. Ein Kapitalismus mit menschlicherem Gesicht und der beschriebenen Halbinseln ist bereits erstrebenswert. Als Historikern kann ich nur daran erinnern, wie grauenhaft und blutig alle Revolutionen waren.

Heidi Witzig an Carlo Knöpfel: Wir sind auf unseren Halbinseln. Wir haben eine Vision, die nicht gross abweicht voneinander. In der heutigen Zeit des Sparwahns kann man sich aber doch auch fragen, ob wir je auch nur ein kleines unserer Ziele erreichen. Wo nehmen sie ihre Befriedigung her, die Motivation dran zu bleiben?

Offensichtlich ziehe ich diese Frage als Armutsforscher an. Sie wird mir immer wieder gestellt. Meine Motivation ist eine engagierte Gelassenheit. Vermutlich bin ich einfach nicht der revolutionäre Typ. Ich engagiere mich, weil ich es wichtig finde, dass man sich dafür engagiert. Ich glaube, dass die alternde Gesellschaft demographisch eine grosse Chance ist. Schon nur weil Avenir Suisse davor Angst hat und von Gerontokratie spricht. Der engagierte Stimmbürger/die engagierte Stimmbürgerin wird bald 60 Jahre alt sein (Median). Das heisst, wir haben es in der Hand. An der Urne können wir mitbestimmen.

Cornelia Kazis dankt für die bewegte und bewegende Diskussion im Salon.